

Charlotte Schroeter-Eiserich

Eine Familie am Abgrund
Das Gerstenberg-Haus 1914-1945

Impressum

Erste Auflage April 2018

© 2018 Ammianus GbR Aachen

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Kuhn

Copyright der Fotos und Illustrationen: Charlotte Schroeter-Eiserich, Broschüre KH, Memorialmuseum, Geseker Album und Altstadtarchiv

Lektorat: Jörg Fündling

Korrektorat: Vivien Kruck, Lara Kleyker

Satz: Susanne Richter

Druck: TZ-Verlag und Print GmbH, Roßdorf

Printausgabe-ISBN: 978-3-945025-59-8

E-Book-ISBN: 978-3-9450-61-1

www.ammianus.eu

www.facebook.com/AmmianusVerlag

Geseke, 28. Juni 1914

Der Rabe breitete seine Flügel aus und ließ sich langsam zur Erde sinken. Einem aufmerksamen Beobachter wäre dieser Anblick an einem heißen Junitag seltsam vorgekommen, doch die wenigen Passanten, die so früh durch die Straßen der Hellwegstadt Geseke gingen, waren zu beschäftigt, um den Blick umherschweifen zu lassen. Der Vogel kreiste im Sinkflug um die Türme der Stiftskirche, überquerte den Marktplatz und ließ sich am kleinen Hellweg auf einem Fenstersims nieder. Mit schwarzen Augen blickte er durch die Scheibe und wurde zum stillen Beobachter einer Szene, wie sie sich in ähnlicher Form in zahlreichen Haushalten des Deutschen Kaiserreiches abspielte.

Der Sims, den sich der Rabe ausgesucht hatte, gehörte zu einem schmucken Fachwerkhaus mit vorstehendem Giebel und reich verziertem Deelentor. Morgenlicht drang durch die Fensterscheiben und ließ Staubkörnchen tanzen. Bertha Kleinemeier ließ die „Geseker Zeitung“ sinken und griff müde nach ihrer Kaffeetasse. Mit der Rechten streichelte sie gedankenverloren den kleinen Hund auf ihrem Schoß. Auch wenn es ihr schwerfiel, das zu akzeptieren: Sie war über ihre Jahre hinaus gealtert. Durch das braune, von einem leichten Kupferstich veredelte Haar zogen sich bereits erste graue Strähnen. In ihr Gesicht mit der aufgestülpten Nase hatten sich tiefe Falten gegraben. An diesem Morgen trug sie ein dunkles Kleid, das an den Ärmeln und am Stehkragen aufwendig bestickt und für die Jahreszeit eigentlich viel zu warm war. In den dreißig Jahren, die Bertha schon in Geseke lebte, hatte sie keinen so heißen Sommer erlebt wie diesen. Sie sehnte sich danach, das stickige Haus verlassen zu können, in den Garten zu gehen und sich unter dem alten Apfelbaum abzukühlen. Doch noch musste sie im Esszimmer ausharren und abwarten, bis die ganze Familie ihr Frühstück beendet hatte. Wie üblich ließen ihr Mann Heinrich und ihr Sohn Georg sich Zeit mit dem Ankleiden und Rasieren. Bertha schob den Stuhl jäh zurück und machte einige unbeholfene Schritte durch den mit dicken Teppichen ausgelegten Raum. Der Hund jaulte, als er seinen Schlafplatz verlor, empört auf und ließ sich auf den Boden fallen.

Als Georg schließlich das Zimmer betrat, wartete Bertha seinen Morgengruß nicht ab, sondern hielt ihm anklagend die Zeitung entgegen, als sei er verantwortlich für die Meldung, die ihr so auf den Magen geschlagen war. Georg schüttelte das zerknickte Blatt auseinander und las laut vor: „Der österreichische Thronfolger in Sarajevo erschossen.“

Seine Mutter nickte mit zusammengepressten Lippen.

„Sarajevo ... Liegt das nicht in Serbien? Und das regt dich so auf? Du konntest diesen Erzherzog doch nie leiden. Hast du nicht immer gesagt, Kronprinz Rudolf wäre der richtige Mann gewesen?“

„Das habe ich. Und ich habe Recht damit. Aber darum geht es ja gar nicht.“

Tatsächlich vermisste Bertha den längst verstorbenen Sohn Kaiser Franz Josefs aus Bewunderung für dessen Mutter, Kaiserin Elisabeth. Nach deren Vorbild hatte sie in ihren Jugendjahren geraucht, Gedichte geschrieben und von ausgedehnten Reisen geträumt. Georg ließ sich auf seinen Stuhl fallen, schenkte sich Kaffee ein und

zuckte die Schultern.

„Lies weiter“, forderte seine Mutter ihn auf.

„Droht nun ein militärisches Vorgehen gegen Serbien?“, las Georg den Untertitel.

„Ich verstehe das nicht. Serbien gehört doch zu Österreich, oder?“

Keiner der beiden beachtete, dass sich die Tür ein weiteres Mal geöffnet hatte.

„Diskutiert ihr schon zu so früher Stunde über Geographie? Als ob es nichts Wichtigeres gibt an einem so schönen Morgen.“

Heinrich Kleinemeier legte seiner Frau die Hand auf die Schulter und ließ seinen Blick über den reich gedeckten Frühstückstisch schweifen. Sein Sohn hielt ihm die Zeitung entgegen, die Heinrich nachlässig ergriff. Er liebte es nicht, vor der ersten Tasse Kaffee mit politischen Nachrichten belästigt zu werden, doch als er nun die Meldung las, wurde er blass.

„Jetzt ist es also soweit“, stellte er fest.

„Was?“, fragte Bertha gereizt. „Was ist soweit?“

„Ich vermute, es wird Krieg geben.“

„Krieg? Es gibt tatsächlich Krieg?“ Begeistert sprang Georg auf und der Stuhl mit der weinroten Bespannung fiel polternd um.

„Ich denke nicht, dass das ein Anlass zur Freude ist, Georg“, tadelte Bertha ihn und Heinrich wiegte nachdenklich den Kopf. „Das würde ich so nicht sagen.“

„Siehst du, siehst du?“, rief Georg erregt. „Vater versteht, was ich meine.“

„Ich glaube, wir sehen auf unterschiedliche Weise das Positive. Ich denke da besonders an die geschäftlichen Vorteile.“

„Ich sehe nicht ein, was ein Kurzwarengeschäft davon haben sollte“, warf Bertha schnippisch ein.

„Nun, wer in den Krieg zieht, braucht Uniformen. Und die werden wir ihnen nähen.“

Georg tanzte weiter um den Frühstückstisch herum, den Kopf in den Nacken gelegt, als vermochte er von der hohen Zimmerdecke seine glorreiche Zukunft abzulesen. Seine Mutter warf ihm einen angewiderten Blick zu.

„Heinrich, bitte. Du beschäftigst zwei Näherinnen. Und damit willst du in die Kriegsindustrie einsteigen? Wir sind spezialisiert auf Stoffe, Garn und Knöpfe, Bänder und Bordüren. Aber fertige Kleidung verkaufen wir doch eher selten.“

„Dann fangen wir damit an!“ Heinrich ließ seine Faust energisch auf die Tischplatte donnern.

„Und wer sagt dir, dass Feldmanns nicht den gleichen Einfall haben? Sie sind immerhin in der Branche fest etabliert.“

Heinrich winkte ab. „Feldmanns haben sich schon den gesamten Schützenfestbereich gesichert. Die Uniformen können sie ruhig mir überlassen.“

Seit 1900 das Modehaus Feldmann an der Mühlenstraße eröffnet hatte, kämpfte Heinrich Kleinemeier gegen die Konkurrenz an, die fertige Stücke verkaufte. Zu Feldmanns Betrieb gehörte zudem die Putzmacherei seiner Ehefrau Theresia – auch Bertha besaß einige ausgefallene Stücke aus ihrer Werkstatt.

Heinrich hatte in den 1890er Jahren das Geschäft „Kurzwaren Kleinemeier“ in der Bachstraße von seinem Vater übernommen, der es 1854 gegründet hatte. Die Kleinemeiers waren tüchtige und geschickte Geschäftsleute, und inzwischen bot Heinrich nicht nur Garn und Knöpfe, sondern auch Stoffe aller Art an. Er beschäftigte zwei Näherinnen, darunter die geschickte Französin Camille, die für Auftragsarbeiten bereitstand. Wenn er auch weit über Geseke hinaus einen hervorragenden Ruf genoss, seit der Eröffnung des Modehauses Feldmann gingen

die Geschäfte zurück. Viele Geseker zogen es vor, Konfektionsware zu kaufen, weil es schneller ging und billiger war. Zusätzlich bot Feldmann sämtliche Ausstattungsstücke der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft an, sodass Heinrich Kleinemeier diesen sehr umsatzreichen Geschäftszweig komplett verloren hatte. Seit in den letzten Jahren allerdings immer wieder von einem möglichen Krieg in Europa gesprochen wurde, reifte in Heinrich der Plan, jedem Geseker, der zu den Waffen eilen würde, eine maßgeschneiderte Uniform zu verkaufen.

„Es ist doch noch gar nicht sicher, dass es Krieg geben wird“, riss Bertha ihn aus seinen Gedanken. „Sicher, das ist eine tragische Geschichte, aber sie ist der Zeitung nicht mal eine Schlagzeile wert. In der Mitte ist die Meldung versteckt. Immerhin wurde nicht *unser* Thronfolger ermordet.“

„Nun, das nicht“, brummte Heinrich und strich sich nachdenklich über den akkurat gestutzten Schnurrbart. „Aber Österreich ist unser Verbündeter. Wenn es den Krieg erklärt, müssen wir ihm beistehen.“

„Und wie ich gelesen habe, hat Serbien ebenfalls Verbündete“, ergänzte Bertha. „Russland muss doch an der Seite Serbiens stehen. Und Russland ist verbündet mit Frankreich. Denkt doch an die Folgen. Halb Europa würde in den Krieg gezwungen. Daran kann ich nicht glauben! Im letzten Jahr hat doch noch der gesamte europäische Hochadel die Hochzeit von Viktoria Luise in Berlin mitgefeiert. Da war doch von Krieg noch keine Rede“, warf sie ein.

„Zeiten ändern sich, auch hier in Geseke. Ich wette darauf: Wenn es zum Krieg kommt, eilen alle wehrfähigen Männer zu den Waffen!“

„Ich werde es tun!“, rief Georg und stieß entschlossen die Faust in die Luft.

„Das hoffe ich doch sehr. Es wäre mir mehr als unangenehm, einen Drückeberger zum Sohn zu haben.“

In den nächsten Tagen wurde in den Zeitungen viel spekuliert, aber nur wenige zuverlässige Meldungen drangen durch. Am folgenden Montag brachte auch die Geseker Zeitung ausführliche Details über die Ermordung des Thronfolgers auf der Titelseite. Wie in allen Städten waren auch in Geseke die Menschen geteilter Meinung über einen möglichen Krieg. Der Großteil der jungen Männer sprach sich euphorisch für einen Krieg auf dem Balkan aus, sahen sie darin doch ihre Chance, der Eintönigkeit der Kleinstadt zu entfliehen und eines Tages als Held wiederzukehren. Ältere, die schon 1866 oder 1870/71 gekämpft hatten, warnten vor möglichen Rückschlägen und den Schrecken des Krieges. Viele Frauen sorgten sich um ihre Männer und Söhne und die Einschränkungen, die lang andauernde Kämpfe mit sich bringen würden.

Es war, als hätte das drohende Unheil auch Auswirkungen auf das Wetter; der Himmel war nun wolkenverhangen und zahlreiche schwere Regenschauer und Gewitter gingen auf die Hellwegstadt nieder.

Als sich die erste Aufregung über den Doppelmord gelegt hatte und in der großen Politik wenig geschah, widmeten sich die meisten Geseker wieder den ganz alltäglichen Dingen. Das erste Juliwochenende nahte und somit das Schützenfest – das wichtigste und größte Ereignis im Ort.

Auch Georg und Heinrich hatten ihre maßgeschneiderten Fräcke schon aus ihrer Hülle befreit und zum Lüften an die Schranktür gehängt, Magda, das einzige Dienstmädchen im Hause Kleinemeier, hatte alle Hände voll zu tun, sämtliche

weißen Hosen und Hemden aufzubügeln und die Lackschuhe der Herren auf Hochglanz zu polieren. Nur ihre Zylinder wagten Georg und Heinrich nicht dem jungen Mädchen anzuvertrauen, die bürsteten sie jedes Jahr persönlich. Anlässlich des Hochfestes war auch der ältere Sohn der Kleinemeiers, Siegmund, aus Paderborn angereist. Seine Anwesenheit bereitete seinen Eltern Sorgen, denn Siegmund war in Geseke nur allzu bekannt. Der hochgewachsene, attraktive junge Mann mit dunkelblondem Haar und strahlenden Augen war bei der Damenwelt sehr beliebt. Siegmunds Avancen hatten schon manche junge Frau in arge Bedrängnis gebracht. Um dem ein Ende zu bereiten, hatte sich Heinrich entschlossen, seinen Sohn schnellstmöglich zu verheiraten, doch das war nicht leicht. Viele Mädchen aus Geseke wären zwar begeistert gewesen, als Gattin des gutaussehenden und noch dazu wohlhabenden Siegmund in die gehobene Gesellschaft aufzusteigen, doch ebenso viele Eltern schoben diesen Träumen einen Riegel vor. Siegmunds schlechter Ruf als Trinker, Spieler und Frauenheld überwog alle Vorteile.

Trotz aller Widrigkeiten fand Heinrich eine Schwiegertochter, die dem, was er sich für seinen Sohn wünschte, recht nahekam: Alma war hübsch und wusste sich in Gesellschaft zu benehmen. Ihre Eltern führten in Salzkotten einen kleinen Gemüseladen, so konnte sie auch mit Kundschaft umgehen. Siegmund, der jeder Frau etwas Positives abgewinnen konnte, heiratete sie ohne großes Aufheben. Die Ehe der beiden verlief unkonventionell, aber nicht unglücklich. Siegmund führte in der Stadt diverse Liebschaften fort und Alma duldete es. Sie half im Geschäft aus, begleitete ihren Mann zu gesellschaftlichen Veranstaltungen und erfüllte alle Pflichten, ohne sich zu beschweren. Als 1909 die Tochter Emma geboren wurde, zeigte Heinrich seine Enttäuschung, nicht den ersehnten Enkel bekommen zu haben, offen und ohne Zurückhaltung. Die Geburt von Elsa 1913 überlebte Alma indes nicht. Siegmund nahm den frühen Tod seiner Frau ebenso ergeben hin wie ihr Auftauchen. Als er auch den Kundinnen Avancen zu machen begann, schickte Heinrich ihn kurzerhand nach Paderborn, wo er bei einem befreundeten Geschäftsmann Erfahrungen sammeln sollte. Bertha und er sahen die Erziehung ihrer Enkelinnen schon bald als neuen Lebensinhalt.

Als Siegmund nun, wenige Tage vor dem Geseker Schützenfest, unangemeldet in seinem Elternhaus erschien und für die nächste Woche sein altes Zimmer beziehen wollte, mochte ihm Bertha diesen Wunsch nicht abschlagen. Auch sie erlag immer wieder dem Charme ihres Ältesten.

Er steckte ihr augenzwinkernd eine Schachtel Pralinen zu und widmete sich hingebungsvoll seinen kleinen Töchtern, die schon jetzt auf sein verführerisches Lächeln ansprangen.

Am Freitag, dem traditionellen Beginn des Hochfestes, saß die gesamte Familie am Frühstückstisch zusammen und warf immer wieder besorgte Blicke zum Fenster. Der Morgen war heiß und sonnig und auch das Wochenende versprach schön zu werden. Neben Siegmund und Georg hatte sich Dorothea eingefunden, die einzige Tochter der Kleinemeiers, von Heinrich sehr geliebt und von Bertha stets kritisiert. „Also, was glaubt ihr, wer in diesem Jahr unser neuer Schützenkönig wird?“, fragte Bertha mit aufgesetzter Munterkeit.

„Ich setzte auf Kehl“, rief Georg. „Dass er schießen will, ist sicher.“

Heinrich wiegte zweifelnd den Kopf. „Heinrich möchte aber wohl nur Kronkönig werden.“

„Ja, das sagt er jetzt! Passt nur auf, am Ende wird er es tatsächlich!“

„Ich rechne eher mit Franz Brockhoff. Ja, da bin ich mir ganz sicher.“

„Vielleicht sollte ich schießen“, meldete sich plötzlich Siegmund zu Wort, der sich bisher gelangweilt zurückgehalten hatte. „Ja, das wäre doch lustig. Vater, du warst doch in deiner Jugend auch mal Schützenkönig. Noch heute schwärmst du davon.“

„Wenn du auf den Vogel schießen willst, hole ich die Krone herunter!“, rief Georg aufgeregt. „Das wird ein Spaß“.

„Noch mehr Spaß als in den Krieg zu ziehen?“, bemerkte Dorothea schnippisch und warf die langen braunen Haare über die Schulter zurück. Das Geklapper des Bestecks verstummte.

„Nun hör schon auf. Dein Sarkasmus ist wirklich quälend für uns alle!“, fauchte Georg und warf seine Serviette auf den Frühstückstisch.

„Du sprichst doch die ganze Zeit davon. Aber nur zu, schieß auf die Krone. Wenn du dann einen Russen oder Franzosen erschießen musst, bist du wenigstens in Form.“

Die halten natürlich nicht still.“

Einige Minuten herrschte Stille. Bertha pflichtete ihrer Tochter innerlich bei, als Siegmund sich erneut an seinen Vater wandte.

„Was sagst du nun, Vater? Soll ich es versuchen?“

Nur Bertha hörte den Spott in der Stimme ihres Sohnes. Sie wusste, dass er seinen Vater provozieren wollte, und warf ihm einen warnenden Blick zu.

„Untersteh dich, uns noch mehr ins Gerede zu bringen! Was glaubst du denn? Meinst du, als König könntest du noch mehr Frauen den Hof machen?“

„Ich weiß gar nicht, was du immer willst, Vater. Ich mache ihnen Komplimente. Den meisten gefällt es.“

„Aber ihren Vätern, Brüdern und Ehemännern nicht. Du bleibst bei deinen Freunden und benimmst dich, verstanden?“

„Selbstverständlich, Vater.“ Siegmund machte eine übertriebene Verbeugung. Über Heinrichs engem Hemdkragen färbte sich die frisch rasierte Haut seines Halses langsam rot. Bertha fühlte sich unwillkürlich an ein Perlhuhn erinnert.

„Lass es Siegmund doch versuchen, Vater“, bat Georg. „Das wäre für uns alle eine schöne Abwechslung.“

Heinrich rammte sein Messer in ein Brötchen, als wolle er den ersten feindlichen Soldaten erstechen. „Siegmund schießt nicht und damit Schluss!“

„Oh, schade“, murrte Georg. Er hatte sich und seinen Bruder schon an der Spitze der Bruderschaft gesehen.

„Der König sprach's, der Knabe lief“, murmelte Siegmund. Nur seine Mutter hatte die Worte gehört und stieß ihn warnend vors Schienbein.

Bereits am Mittag machte der erste Regenschauer von vielen alle Hoffnungen der Geseker auf ein sonniges Hochfest zunichte. Auch am Samstagmorgen wurde das Wetter nicht freundlicher, dennoch ließen sich viele nicht davon abhalten, dem Vogelschießen zuzuschauen.

1830 war der Verein der St. Sebastianus-Bruderschaft reorganisiert worden. Seitdem hielten die Schützen in ihrer biedermeierlichen Uniform aus weißer Hose, dunklem Frack und Zylinder streng ihre Statuten und Traditionen aufrecht, wenn sie auf den Adler schossen.

Nachdem sich Vereinsmitglieder und Gäste auf dem Schützenplatz eingefunden hatten, auf dem seit 1897 das Hochfest gefeiert wurde, begann das Vogelschießen. Kurz nach elf Uhr konnte Geseke bereits seine erste Majestät feiern: Heinrich Kehl

hatte sich die Würde des Kronkönigs gesichert. Georg war enttäuscht und ärgerte sich über den triumphierenden Blick seines Vaters. Heinrich hatte Recht behalten. Seine Freunde klopfen Georg kameradschaftlich auf die Schultern und drückten ihm ein Bier in die Hand. Nach einer kurzen Pause, während der neue Kronkönig ausgiebig gefeiert wurde, bezogen die Schießoffiziere erneut Posten vor den beiden Ständen. Nun drängten sich auch die Kandidaten, die auf die Königswürde hofften, vor. Heinrich stellte sich auf einen langen Wettstreit ein, orderte eine weitere Runde Bier und stieß mit Freunden und Bekannten an.

„Schlaunskamp!“, ertönte es aus der Menge, die sich um die Schießstände drängte. Einer der Schützen hatte den Holzvogel verfehlt. Die Kugel landete im dahinter liegenden Landstück der Familie Schlauns. Nicht umsonst waren die Geseker in der Zeitung davor gewarnt worden, sich während des Vogelschießens in der südwestlichen Feldmark aufzuhalten.

Heinrich lachte. Gerade wollte er das Glas an die Lippen führen, als ihm jemand kräftig auf die Schulter klopfte.

„Kleinemeier, schau da. Dass dein Sohn schießen will, hast du uns ja gar nicht gesagt.“ Es war August Feldmann, Heinrichs großer Konkurrent vom Modehaus an der Mühlenstraße.

„Was? Wer? Wer will schießen?“, knurrte Heinrich und stellte das Glas resolut auf das runde Tablett zurück.

„Na, dein Siegmund. Er steht ja schon ganz vorne.“

Heinrich fuhr die Ellenbogen aus und bahnte sich seinen Weg durch die Menge.

Bevor er Siegmund erreichen konnte, feuerte dieser seinen ersten Schuss ab.

Der Vogel war getroffen, der Wind trug erste Holzsplitter mit sich fort. Siegmund ließ sich beglückwünschen und reihte sich wieder in die Schlange der Kandidaten ein. Hier erwischte ihn sein Vater am Ärmel des Fracks und zog ihn aus der Reihe.

„Was fällt dir ein?“, fauchte er ihm ins Ohr. „Habe ich dir nicht untersagt zu schießen?“

„Ich bin volljährig, Vater. Du kannst mir nicht verbieten, ein bisschen Spaß zu haben.“ Siegmund schüttelte die Hand seines Vaters ab und lächelte ihn sanft an.

„Lach nicht so frech. Du machst mich hier nicht zum Gespött der Leute!“

„Das ist nicht meine Absicht.“

„Du bist aber auf dem besten Weg dorthin. Ein Hallodri wie du hat an der Spitze unserer Bruderschaft nichts verloren. Du als Repräsentant für Glaube, Sitte und Heimat? Pah!“

Obwohl Vater und Sohn ihre Auseinandersetzung im Flüsterton geführt hatten, waren bereits einige Umstehende aufmerksam geworden. Heinrich bemerkte die neugierigen Blicke, fasste Siegmund am Arm und führte ihn abseits.

Siegmund grinste und schaute auf seinen kleinen, stämmigen Vater herab.

„Bist wohl neidisch, was? Weil dich keine Frau mehr anschaut, so gern du auch mal wieder eine im Bett hättest.“

„DU!“ Heinrich holte aus und wollte seinem Sohn auf den Mund schlagen, doch dieser wich ihm gekonnt aus, Heinrich strauchelte.

„Nicht mal das kannst du, Vater“, zischte Siegmund.

Heinrich richtete sich schnaufend auf und rückte seinen Frack zurecht.

„Aber etwas Anderes kann ich: dich wegschicken. Wenn ich heute Abend nach Hause komme, will ich dich nicht mehr sehen.“

„Ja, das ist immer das Einfachste, nicht wahr? Mich fortschicken. Für dich bin ich

doch nur ein Problem, und wenn du mich aus den Augen hast, musst du nicht länger über mich nachdenken. Aber weißt du was? Diesmal gehe ich nicht.“

Bertha war alarmiert herbeigeeilt.

„Du kommst zur rechten Zeit“, sagte Heinrich, den Blick starr auf seinen Sohn gerichtet. „Du wirst deinen Sohn nach Hause bringen und ihm helfen, seine Sachen zu packen. Er wird noch heute mein Haus verlassen.“

„Aber Heinrich. Wenn es um diesen einen Schuss geht – ich bin sicher, das hat Siegmund nicht so gemeint, das war doch nur ein Spaß ... und außerdem hat er doch getrunken.“

„Ich will ihn nicht länger um mich haben. Und jetzt schaff ihn mir aus den Augen!“